



Protestierende Tibeter in der chinesischen Provinz Gansu: Der Aufstand wird zum Flächenbrand

CHINA / TIBET

Hass und Heiligkeit

Pekings KP will sich bei Olympia als strahlende Supermacht feiern – und setzt mit der brutalen Unterdrückung der Tibeter das Weltsportfest aufs Spiel. Aber auch der Dalai Lama steht unter Druck: Kann er die aufgebrachten Landsleute in der Heimat weiter auf Gewaltlosigkeit verpflichten?

Nach vorn gebeugt, als ruhe alle Last der Welt auf seinen Schultern, das berühmte und oft so befreiende Lächeln eingefroren, sein charakteristischer, sonst stets sprühender Optimismus wie weggeblasen: Deprimiert empfängt der 14. Dalai Lama in diesen Tagen die Welt-*pres*se in seinem indischen Exil. Ein Friedensnobelpreisträger, dem offensichtlich alle Friedenspartner abhandengekommen sind, ein Gottkönig ohne Land, ein Sisyphus vom höchsten Gebirge der Welt, dem wieder, wie schon sein ganzes tragisches Leben lang, Felsbrocken entgegenrollen.

Die blutigen Ausschreitungen in seiner Heimat haben ihn ratlos gemacht. Er fordert eine unabhängige internationale Untersuchung der Vorfälle, obwohl er weiß, dass Peking dem nie zustimmen wird. Er verlangt von den chinesischen Machthabern dringend Zurückhaltung und die Einhal-

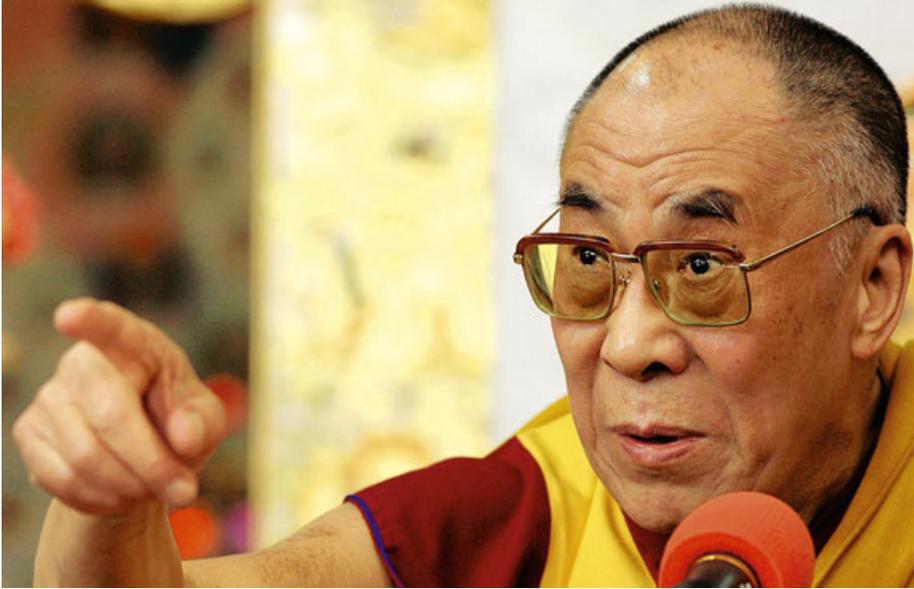
tung der Menschenrechte; aber der Dalai Lama predigt Gewaltlosigkeit auch seinen eigenen Landsleuten. „Mir fehlen die Mittel, den Konflikt zu entschärfen“, sagt der berühmteste Asylant der Welt, den so viele Menschen in Ost und West verehren, in Deutschland sogar mehr als den Papst.

„Wir bräuchten dazu ein Wunder“, sagt Tenzin Gyatso, 72, dessen Titel „Ozean der Weisheit“ bedeutet: „Aber Wunder sind nicht realistisch.“ Selbst einen Amtsverzicht als politisches Oberhaupt der Tibeter, einen Rückzug ins Privatleben, möchte der 14. Dalai Lama nicht mehr ausschließen. Und immer wieder sagt er: „Ich verstehe die Chinesen nicht, ich verstehe sie wirklich nicht. An einer solchen Eskalation kann ihnen doch nicht gelegen sein.“

Einen „Scheinheiligen“ hat ihn Pekings Premier Wen Jiabao genannt, ihn persönlich für die Gewalt auf Lhasas Straßen ver-

antwortlich gemacht; „Spalter der Nation“, „Wolf in Mönchskutte“ – das sind nur einige der Beschimpfungen, mit denen führende chinesische Kommunisten den Dalai Lama überhäufen.

Tibet, seine Heimat, das mythische Shangri-la, steht wieder einmal im Mittelpunkt des internationalen Interesses; aber nicht auf eine Weise, wie der Apostel der Gewaltlosigkeit sich das wünscht. In Tibet hat die Besatzungsmacht China den „Volkskrieg“ ausgerufen und die Region nach den gewalttätigen Ausschreitungen weitgehend von der Außenwelt abgeschnitten. Von einem „Kampf auf Leben und Tod“ sprach der tibetische Parteichef Zhang Qingli. 16 Tote zählte nach längerem Verschweigen der Vorfälle Pekings KP auf den Straßen der tibetischen Hauptstadt Lhasa („Geheiligte Erde“); von fast hundert Toten wollen die Exil-Tibeter wissen.



Gottkönig Dalai Lama, Straßenunruhen in Lhasa: Ewigen Gehorsam geschworen

Panzer rollten seit dem vergangenen Wochenende durch die Straßen, Militärs patrouillieren an allen zentralen Punkten und regeln den Jokhang-Tempel in der Stadtmitte sowie die Klöster Sera, Drepung und Ganden in der Umgebung ab.

Verzweifelte Tibeter, die irgendwo noch ein funktionierendes Telefon oder einen Internet-Zugang auftreiben, berichten von Haus-zu-Haus-Durchsuchungen, von Verhaftungen, Schlägen und Folter: Die Machthaber stellten ein Ultimatum, und das lief am Montagabend ab. Wer als Demonstrant erkannt wurde, sich nicht zuvor gestellt und Mitaufständische denunziert hatte, um eine angeblich „milde Strafe“ zu akzeptie-

ren, den traf „die volle Härte des Gesetzes“, wie es die KP nennt.

Dutzende der mehr als tausend Festgenommenen seien auf offenen Lastwagen demonstrierend durch Lhasa gefahren worden, berichteten Augenzeugen – mit hängendem Kopf, die Hände auf dem Rücken mit Handschellen gefesselt. Über hundert Frauen und Männer aber hätten sich freiwillig gestellt, vermeldete der tibetische Vize-Gouverneur und behauptete: „Manche waren direkt an Plünderungen und Brandstiftungen beteiligt.“ Sein Chef Qiangba Puncog zog dazu buchhalterisch Bilanz der „schweren Verbrechen der Dalai-Lama-Clique“: 214 Geschäfte seien bei den Unruhen der letzten Tage in Flammen aufgegangen, 56 Autos beschädigt und 61 Polizisten verletzt worden.

Trotzdem erlosch der Widerstand nicht: Während es am Rande Lhasas selbst Dienstag noch zu weiteren Zusammenstößen mit den Sicherheitskräften kam, legten Einwohner Toilettenpapier auf die Straßen – als Aufforderung an die Chinesen, endlich aus Tibet abzugehen.

Das Staatsfernsehen jedoch lieferte zur Wochenmitte Bilder, mit denen die

KP-Führung belegen wollte, dass in Lhasa wieder Normalität eingezogen sei: Chinesische Händler räumten Schutt aus ihren zerstörten Läden, andere deckten ausgebrannte Fensterhöhlen mit Plastikplanen ab. Eine Reporterin berichtete vor einer ausgebrannten Mittelschule; die Botschaft: Die Aufständischen hätten selbst vor Bildungseinrichtungen nicht Halt gemacht. Und unter den Chinesen in Lhasa liefen noch immer hartnäckig wohl von den KP-Autoritäten gestreute Gerüchte um, das Leitungswasser sei verseucht: Der Dalai Lama habe es vergiften lassen, warnte ein Verkäufer norwegische Touristen, die letzten, die mit Flug CA 4111 die Stadt Richtung Peking verließen.

Doch wenn sich auch über Lhasa spätestens Mitte der Woche eine Art Friedhofsruhe legte, weil sich kaum jemand aus dem Haus traute und den übermächtigen Sicherheitskräften selbstmörderisch entgegenstellen mochte, breitete sich der Aufruhr gleichwohl wie ein Flächenbrand in anderen Teilen der Volksrepublik aus.

In den Provinzen Sichuan, Gansu, Yunnan und Qinghai, wo eine größere Anzahl Tibeter leben als in der von Peking mit willkürlichen Grenzen versehenen sogenannten Autonomen Region Tibet, gingen die Menschen auf die Straße. Nach Angaben der Exil-Tibeter kamen bei den Protesten bis zum Mittwoch 39 Menschen um. Es waren Mönche und Gläubige, die den Dalai Lama hochleben ließen, dem Verbot trotzten, sein Bild zu zeigen, ihrem verehrten Gottkönig ewigen Gehorsam schworen; aber in mehreren Städten schlossen sich auch Studenten den Demonstranten an.

In Lanzhou, der Hauptstadt von Gansu, wurden die Straßen Richtung Tibet gesperrt, auch Xiahe wurde von der Außenwelt abgeriegelt. Dort liegt das buddhistische Kloster Labrang, von dem aus 400 Mönche auf die Straße gingen – gemeinsam mit mehreren tausend Sympathisanten hätten sie die Flagge Tibets geschwenkt und Lobgesänge auf den Dalai Lama angestimmt, berichteten Augenzeugen.

In Abo, in der Provinz Sichuan, setzten Demonstranten einen Markt mit Benzinbomben in Brand. Mehrere von ihnen sollen von der Polizei erschossen worden sein. „Ich habe mich mit meiner Familie in den letzten vier Tagen zu Hause versteckt“, berichtete ein tibetischer Polizist, der für die Tempelanlagen in Abo zuständig ist, dem SPIEGEL am Telefon. Seine Polizeiwache sei bei den Protesten abgebrannt; die Ordnungshüter hätten sich zunächst in die Obhut der Armee geflüchtet, erst spät nachts habe er zu seiner Familie zurückkehren können.

In der Provinz Gansu stürmten – wie die Bilder zweier kanadischer Fernsehreporter beweisen – berittene Demonstranten die Berge hinunter und versammelten sich vor dem Kloster Bora nahe der Stadt





Tibetische Demonstranten in Indien
„Wir wollen nach Hause“

Gassen demonstrieren Mönche, Nonnen, Schüler und Studenten.

Ein Sikh-Polizist mit blauem Turban lotst Autos und Busse durch die Menge, die „China, China, China – out, out, out“ brüllt und: „Wir wollen Gerechtigkeit.“ Die Rufe verlieren sich unten im Tal.

Es wirkt rührend und ein wenig hilflos, denn viel mehr als tibetische Fahnen schwenken und Parolen rufen können die Tibeter im indischen Exil für die Landsleute jenseits des Himalaja nicht tun. So telefonieren sie hektisch mit Verwandten und Freunden, um herauszufinden, was auf dem Dach der Welt geschieht.

Die Berichte und Fotos, die sie per E-Mail oder SMS erhalten, schicken sie dann weiter in die Welt. Dass die Nachrichten aus Tibet wirklich authentisch sind, daran haben die Exilanten keinen Zweifel. „Mönche lügen nicht“, sagt ein Regierungsbeamter. „Wir haben zwei, drei sehr zuverlässige Quellen“, berichtet Tenzin Taklha, Referent des Dalai Lama. Er ist der Herr über den Terminkalender des tibetischen Oberhauptes. „Seine Heiligkeit hat sich erkältet“, sagt er, „er hat schon alle Lesungen ausfallen lassen.“

Den Frauenverband und die Jugendorganisation empfängt der Dalai Lama am Mittwochmorgen dennoch. Denn seine Untertanen sind nach den Ereignissen in China nervös geworden. Ist der gewaltlose „Mittelweg“ des Dalai Lama nach dem Aufstand in Tibet die „beste Lösung“, wie ein Plakat an der Wand seiner Residenz verkündet? Oder sollten die Tibeter doch zu den Gewehren greifen?

Viele Exil-Jugendliche marschieren mit Plakaten durch Dharamsala, auf denen „Wir wollen nach Hause“ steht. „Nach Hause“ – das heißt in ein Land, das sie allenfalls aus Erzählungen kennen. Von der Terrasse des „Zentralkomitees des Tibetischen Jugendverbands“ schaut Dolma Choephel, 34, in das Tal hinunter. Sie trägt ein graues T-Shirt mit der Aufschrift „Boycott 2008“, in den Olympischen Ringen sind Totenköpfe.

„Die tibetische Jugend ist völlig frustriert“, sagt die Sozialarbeiterin. Sie berichtet, wie sie vor vier Jahren 21 Tage vor der Uno in New York gehungert hat, um auf die Lage der Tibeter aufmerksam zu machen. „Gebracht hat es nichts“, erklärt sie bitter. Erst nach zwölf Tagen seien die ersten Fernsehkameras aufgetaucht. „Aber wenn irgendwo eine Bombe explodiert oder ein Haus brennt, ist die Uno sofort da. Die Welt reagiert nur noch auf Gewalt. So wie im Kosovo.“

„Mönche lügen nicht“

Im indischen Dharamsala treffen sich Tibet-Flüchtlinge und Journalisten aus aller Welt.

Vor 41 Jahren flüchtete sie aus Tibet und machte sich mit ihrem Mann auf nach Dharamsala. Alle sieben Kinder hat sie hier zur Welt gebracht, und doch spricht Nawang Chotton, 50, als ob sie noch in ihrer Heimat wäre: „Wir Tibeter können es nicht mehr ertragen. Wir hassen die Chinesen nicht, aber sie behandeln uns nicht wie Menschen. Wir dürfen unsere Fahne nicht zeigen, wir dürfen kein Bild vom Dalai Lama bei uns haben.“

Sie steht am Restaurant „Hotspot“ im Zentrum des kleinen Orts, dort wo die Busse Richtung Neu-Delhi abfahren. An der Wand hängt eine Tafel mit Fotos aus Lhasa. Chinesische Polizisten sind auf ihnen zu sehen und Demonstranten, die Steine gegen Militärlaster werfen.

Frau Chotton trägt tibetische Tracht: langer brauner Wollrock und bunte Schürze. Die grauen Haare hat sie zu zwei Zöpfen geflochten. Auch ihr Sohn Tenzin Younten, 21, betrachtet eingehend die Fotos. „Ich war noch nie in Tibet“, sagt er. Er steckt in einer Jeansjacke und spricht gutes Englisch. Er will bald in Nepal Informatik studieren.

Aber auch ihn wühlen die Bilder auf: „Die Chinesen sollten mit dem Dalai Lama reden. Wir Tibeter lassen uns nicht mit Gewalt unterkriegen.“

Ein paar hundert Meter weiter, eine schmale Straße den Hang hinunter, sitzen unter einem Baldachin 30 Mönche und rezitieren Gebete. Sie protestieren gegen Chinas Repressionen in Tibet mit einem Hungerstreik. Hinter ihnen hängen eben-

falls Fotos an einer Wand. Sie zeigen erschossene Demonstranten aus der Stadt Aba in der Provinz Sichuan. Die Leichen sind blutüberströmt, viele Gesichter zer schlagen.

Hier, im indischen Dharamsala, sitzt seit 1959 die Exil-Regierung Tibets. Hier lebt, bewacht von tibetischen Leibwächtern und indischen Soldaten, der Dalai Lama. 10.000 Tibeter haben sich an diesem Ort niedergelassen.

Über dem Flecken, der mit seinen engen Gassen, kleinen Geschäften und schlichten Wohnhäusern mehr einem quirligen Bergkurort als der Residenz eines berühmten und bewunderten Religionsführers gleicht, erhebt sich majestätisch der Himalaja.

„Die Chinesen behandeln uns nicht wie Menschen.“

Im Städtchen tummeln sich indische Händler, Hindu-Heilige, tibetische Flüchtlinge und fromme Pilger. Chinesische Spitzel spitzen ihre Ohren, zivilisationsmüde Europäer stromern herum und sinn suchende Amerikaner. Manche sind auf der Suche nach einem billigen Joint.

Seit die Tibeter in China demonstrieren, ist der Ort, der einst den Briten als Sommerfrische diente und in dem es noch immer eine anglikanische Kirche gibt, in hellem Aufruhr. Vor dem Sitz des Dalai Lama haben TV-Stationen ihre Satellitenschüsseln aufgestellt, in den

Unten ziehen tibetische Mönche und Nonnen aus den früheren Himalaja-Reichen Kaschmir und Sikkim im Gänsemarsch vorbei. Sie passieren eine Bude, in der man für drei Rupien pro Minute nach China telefonieren kann.

Gegenüber liegt das „Empfangszentrum für tibetische Flüchtlinge“. „Wir nehmen jedes Jahr 2500 bis 3000 Tibeter auf“, sagt Verwaltungschef Dorjee, 55. Viele bleiben für immer. Dorjee sorgt dafür, dass die Geistlichen einen Platz in einem tibetischen Kloster Indiens bekommen, die Kinder zur Schule gehen und die Jugendlichen eine Lehrstelle erhalten. Die Alten bringt er in einem Heim unter.

Unter den Flüchtlingen sind in letzter Zeit auffällig viele Kinder, die von den Eltern auf den beschwerlichen Weg über die Berge geschickt werden, damit sie in Dharamsala eine gute Schulausbildung erhalten – und dem Dalai Lama immer nahe sind. Führer schmuggeln sie in Gruppen über die Grenze, dafür kassieren sie pro Person bis zu 6000 Yuan – umgerechnet 540 Euro.

In diesen Tagen ist das Empfangszentrum leerer als sonst, im Schlafsaal der Männer sind viele Betten frei. „Vor den Olympischen Spielen bewachen die Chinesen die Grenze noch strenger als bisher“, sagt Dorjee. Deshalb, vermutet er, seien auch noch keine Tibeter eingetroffen, die nach Beginn des Aufruhrs auf die Flucht nach Indien gegangen sind.

Im ersten Stock hocken fünf Nonnen auf dem Boden, die es dennoch geschafft haben. Sie sind zwischen 17 und 28 Jahre alt, die Fluchthelfer haben sie in Kisten über die Grenze geschmuggelt. Ihr Haar ist kurzgeschoren, sie tragen zerschlissene Turnschuhe und rote Gewänder.

Die fünf stammen aus der Provinz Gansu. Zur Schule sind sie nie gegangen, Lesen und Schreiben können sie nicht. Gekommen sind sie, weil sie den Dalai Lama sehen wollen. Denn der gewährt jedem Tibeter, der es nach Dharamsala schafft, eine Audienz.

Danach wollten sie wieder zurückkehren, doch nun werden sie wohl ein Jahr in Indien bleiben: „Die Lage in China ist zu unsicher“, sagen sie.

Unten wandert der Mönch Lohsang Chittim, 70, vorbei. „In meinem ganzen restlichen Leben werde ich nicht mehr nach Hause kommen“, klagt er. „Wir können unser Problem nicht ohne die Hilfe Amerikas und der anderen westlichen Staaten lösen.“ Eines Tages aber werde Tibet wieder frei sein und Dharamsala ein normales indisches Städtchen.

Noch gibt es dafür keine Indizien.

ANDREAS LORENZ, PADMA RAO

Hezuo. Gemeinsam mit Mönchen und Demonstranten auf Mopeds umzingelten die Tibeter ein Regierungsgebäude, holten die chinesische Flagge vom Mast und hissten die tibetische, bevor sich Polizei und Armee nach stundenlangem Straßenkampf das Terrain zurückeroberten.

Ein paar Blöcke weiter brachen die Bora-Mönche sogar in chinesische Geschäfte ein und verwüsteten sie. Bewusst schonten sie dabei allerdings die Ladenbesitzer und beendeten ihre Angriffe erst, als ein Lama sie darum bat – und all das, während die KP-Oberen übers Staatsfernsehen verkündeten, sie hätten die Situation „überall völlig unter Kontrolle“.

Die Touristenregion ist wie ausgestorben, in den Hotels haben statt der üblichen Rucksacktouristen jetzt Sicherheitskräfte Quartier gemacht. Wollen die Be-

Aber die Nachrichten und Bilder gingen um die Welt. Dafür sorgen vor allem die PR-bewussten und auf moderne Massenmedien sendenden tibetischen Jung-Politiker im Exil; über ihr weltweites Netzwerk verbreiten sich ihre Botschaften und erzeugen so einen globalen Aufschrei gegen Peking.

Von Athen bis Amsterdam, von Washington bis Wellington, von Den Haag bis Tokio gingen Demonstranten auf die Straße und solidarisierten sich mit der unterdrückten Minderheit; auch in Berlin zogen Hunderte vor die Botschaft der Volksrepublik China. Besonders intensiv waren die Proteste in den angrenzenden Staaten Nepal und Indien, wo mehr als 80 000 Exil-Tibeter leben.

Auch in Taiwan, wo am Sonntag gewählt wird, stehen die Ereignisse vom Dach der



Verhaftung eines tibetischen Jungen in Lhasa: „Volle Härte des Gesetzes“

wohner Abas das sogenannte Autonomiegebiet für die tibetische Minderheit Richtung Chengdu verlassen, werden sie an Straßensperren kontrolliert: Chinesische Soldaten mit Maschinengewehren filzen Autos mit Metallsuchgeräten und schauen in die Kofferräume. Aus der Gegenrichtung rollen gleichzeitig Militärlaster mit Nachschub an jungen Soldaten an.

Selbst in Peking wagten es etwa 50 Jung-Akademiker von der Zentralen Universität für Nationalitäten, sich gegen die Autoritäten aufzulehnen – sie veranstalteten einen Sitzstreik und riskierten so ihre Freiheit, mindestens aber ihre Karriere. Die Protestierer seien von ihren Professoren überredet worden, in ihre Wohnheime zurückzukehren, berichtete die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua.

Doch von den meisten Protesten erfuhr Chinas Öffentlichkeit so gut wie nichts – als könnte ein Nachrichten-Blackout, ein Abschalten von CNN und BBC, eine Verbanung internationaler Berichte und die Ausweisung Hongkonger Journalisten das Vorgefallene ungeschehen machen.

Welt plötzlich im Zentrum des Interesses. Peking, das den Inselstaat als abtrünnige Provinz sieht, konnte sich große Hoffnungen machen, dass die der Festland-KP am nächsten stehende Kuomintang-Partei siegt und damit die „Wiedervereinigung“ näher rückt. Jetzt aber sieht sich Präsidentenfavorit Ma Ying-jeou in der Defensive – und hat die „Repression in Tibet“ scharf verurteilt. Selbst einen Olympiaboykott will er erwägen – wie manch europäischer Politiker auch (siehe Seite 120).

All das eine PR-Katastrophe, ein GAU, wie er für Chinas Machthaber nicht schlimmer sein könnte. Plötzlich ist das hässliche Gesicht des chinesischen Kommunismus wieder allgegenwärtig:

Bilder von 1989 werden heraufbeschworen, als die Panzer der Partei auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking friedliche Demonstranten niederwalzten und bis zu 3000 Menschen ums Leben kamen; Bilder von den schweren Unruhen in Lhasa 1959, als dort und im ganzen Land über 80 000 Tibeter bei einem gescheiterten Volksaufstand starben und der Dalai Lama

„Lektion für Chinas Führer“

Der regimekritische Schriftsteller und Tibet-Experte Wang Lixiong, 55, über die Fehler der Regierung

SPIEGEL: Warum versucht Peking, den Konflikt in Tibet gewaltsam zu lösen?

Wang: Aus der Sicht der Machthaber gibt es keine andere Wahl. Ohne die Niederschlagung des Aufstands hätten sie womöglich die Kontrolle verloren. Das ist natürlich keine vernünftige Lösung, und wenn es deshalb zu weiteren Unruhen kommt, ist die Regierung dafür verantwortlich, nicht die Bevölkerung.

SPIEGEL: Warum ist Chinas Tibet-Politik gescheitert?

Wang: Der wichtigste Grund dafür ist das Fehlen einer wahren Autonomie. Nominell gibt es sie zwar, aber in einer Ein-Parteien-Diktatur sind nicht einmal abweichende Meinungen innerhalb der eigenen Nationalität erlaubt. Wie kann man da anderen Nationalitäten Autonomie einräumen?

SPIEGEL: Warum gelingt es der Regierung trotz aller Investitionen nicht, die Tibeter auf ihre Seite zu ziehen?

Wang: Peking versucht, den ethnischen Konflikt durch Wirtschaftsentwicklung und Säkularisierung zu lösen. Wenn die Regierung dabei aber nicht sorgsam die Kulturen und den Lebensstil der Einheimischen bewahrt, sind Schockwellen von außen unvermeidbar. In Tibet werden die ausgelöst durch eine Einwanderung in großem Stil, die von der Regierung ermuntert wird. Das ist die Wurzel der aktuellen Revolte. Wenn die Tibeter Schritt für Schritt an den Rand gedrängt werden und statt ihrer die Zuwanderer profitieren, wird sich der Zorn immer wieder gegen die Immigranten wenden.

SPIEGEL: Auf wen hören die Tibeter?

Wang: Im Alltag am ehesten auf die Regierung, deren Vorschriften sie gezwungenermaßen befolgen müssen. In spirituellen Dingen natürlich auf ihren geistigen Führer, den Dalai Lama. In Wahrheit missbilligen aber viele dessen politische Linie, etwa wenn er das Ziel der Unabhängigkeit aufgibt und mit der chinesischen Regierung verhandelt.

SPIEGEL: Warum sind die Unruhen gerade jetzt ausgebrochen?

Wang: Am Gedenktag des Aufstands in Lhasa vor 49 Jahren hatte der Dalai



Lama die Erfolglosigkeit der Gespräche in Peking beklagt. Daraufhin demonstrierten einige Mönche auf den Straßen. Die Polizei prügelte auf sie ein. Das konnten die Tibeter, die großen Respekt gegenüber den Mönchen hegen, nicht ertragen. All das hat den Aufruhr schließlich aus-

gelöst. Nachher zeigten die Chinesen Fernsehbilder, um der Welt und den Chinesen zu beweisen, dass ein Mob die Verantwortung für die Verwüstungen trägt. Aber die Bilder haben nur Tibeter anderer Regionen ermuntert, ebenfalls zu rebellieren – weil sie ebenfalls zornig waren und verstanden, warum es diesen Aufstand gab.

SPIEGEL: Die Regierung fürchtet, dass Langmut noch mehr Proteste auslöst. Was soll sie machen?

Wang: Während der Demokratiebewegung 1989 haben die chinesischen Führer eine Lektion gelernt. Anfangs hofften sie vielleicht, die Proteste ohne militärisches Eingreifen zu beruhigen. Aber dann geriet alles außer Kontrolle, und es kam schließlich zu einem Massaker. Deshalb werden sie keine Milde zeigen. Der Aufruhr in Tibet ist aber gerade eine Folge davon, dass die Regierung jede Opposition im Keim erstickten will. Wenn ein Konflikt nicht gelöst werden kann, ohne dass sich der aufgestaute Ärger artikuliert, ist es wie bei einem Kessel, bei dem alle Ventile zugedreht sind: Irgendwann wird er explodieren.

SPIEGEL: Werden die Proteste anhalten?

Wang: Eher nicht. Im Vergleich zur Regierung mit ihren Machtmitteln sind die Tibeter sehr schwach.

SPIEGEL: Zwingen die Olympischen Spiele Peking nicht, größere Rücksicht auf die Weltmeinung zu nehmen?

Wang: Peking will zwar nicht sein Gesicht verlieren, aber im Augenblick ist der Regierung Stabilität wichtiger als alles andere. Deshalb will man die Lage so schnell wie möglich mit eiserner Faust beruhigen. Wenn das gelingt, hat die Regierung ja noch ein paar Monate Zeit, ihr Image wieder aufzupolieren. Die meisten Menschen haben ein kurzes Gedächtnis.

INTERVIEW: JUTTA LIETSCH



Chinesisches Militär beim Aufmarsch in Lhasa,

ins Exil gezwungen wurde. Und das gerade jetzt, da sich Peking im Glanz der Olympischen Spiele zeigen will. Für Chinas Führung ist das bedeutendste Fest des Sports mehr als nur eine prestigeträchtige Großveranstaltung: Mit Olympia verbindet China seine Rückkehr als Großmacht auf die Weltbühne.

Seit sieben Jahren schon läuft die Uhr auf diese Zeitenwende hin, werden die 1,3 Milliarden Bürger des größten Volkes der Erde darauf eingestimmt. Wir sind die Supermacht neben den USA, heißt die Botschaft – und schon heute der Staat mit den größten Devisenreserven, 2008 dann wohl Exportnation Nummer eins. Der Westen schaut wieder zu uns auf, sollen die imposanten neuen Türme und Sportanlagen von Peking den Chinesen suggerieren.

Bei den Olympischen Spielen, beteuerte Premier Wen vergangenen Dienstag auf seiner jährlichen Pressekonferenz zum Abschluss der Pekinger Sitzung des Volkskongresses – schon ganz der joviale Gastgeber –, solle „das Lächeln von 1,3 Milliarden Chinesen“ vom Lächeln aller Völker der Welt erwidert werden. Sein Auftritt zeigte aber auch, dass Peking die weltweite Empörung über seine Unterdrückungspolitik in Tibet diesmal nicht so forsch ignorieren konnte wie früher. Live im Fernsehen, gab sich der Premier geradezu bemüht, westlichen Reportern Fragen nach Tibet zu beantworten.

Doch dann betete Wen die altbekannten Phrasen herunter, wonach die Behauptungen des Dalai Lama, er strebe nicht nach Unabhängigkeit Tibets, sondern nach einem friedlichen Dialog, nichts weiter seien als Lügen. Andererseits sah er sich gezwungen, auf die Bitte eines französischen Reporters einzugehen, die ausländische Presse nach Tibet reisen zu lassen – man werde die Möglichkeit „prüfen“, versprach er auf Nachfragen.



Ministerpräsident Wen (auf seiner Pressekonferenz am Dienstag, 18. März): Offensive gegen die „Spalter der Nation“

Warum aber gefährdet China seinen Ruf in der Welt so vorsätzlich und dramatisch? Was hat es mit Tibet und dem Dalai Lama auf sich, dass die KP-Führung bei den jetzigen Demonstrationen so extrem reagierte, und welchen Anteil an der Eskalation tragen möglicherweise die jungen, radikalen Tibeter, die den friedlichen „Mittelweg“ des Dalai Lama nicht mehr mittragen wollen, sondern die Konfrontation mit den Besatzern suchen?

Und wichtiger noch: Was genau ist in Lhasa passiert? Was geschieht da jetzt, während der Weltöffentlichkeit die Augen zugebunden sind?

Peking sieht die Unruhen in Tibet als Angriff auf die territoriale Integrität und Souveränität des Landes – und weiß eine große Mehrheit der Chinesen hinter sich: Sie gehören zu 92 Prozent zur ethnischen Gruppe der Han; aus ihrer Sicht vertritt Peking gegenüber Tibet ureigene Interessen des Reiches der Mitte.

Und bestünde die Volksrepublik nur aus Chinesen, und nicht auch aus unzufriedenen Minderheiten, hätte die Regierung sich auch die Mühe sparen können, im Internet Berichte über die Unruhen in Tibet zu blockieren. Allein auf dem beliebten Internet-Portal sina.com fanden sich zeitweilig rund 470 Web-Seiten mit Zehntausenden Kommentaren wütender Chinesen: „Nicht nachlassen im Kampf gegen Terroristen“, hieß es da an die Adresse der Regierung, oder: „Schützt das Vaterland, bekämpft die Separatisten.“

Der Volkszorn lässt sich nicht nur als Folge der nationalistischen Indoktrination abtun, mit deren Hilfe Chinas Kommunisten ihre Macht auch in Zeiten des real existierenden Kapitalismus bewahren wollen. Der Kampf gegen aufmüpfige Minderheiten an den – besonders mit Bodenschätzen gesegneten und strategisch wichtigen – Rändern des Riesenreichs berührt zugleich

ein tiefes Trauma: die alte Angst der Chinesen vor dem Zerfall der Nation, vor „Iuan“, dem Chaos.

Und daher könnte es sich keine chinesische Regierung leisten, westlichem Druck nach Zugeständnissen gegenüber Tibet nachzukommen. Olympia hin, Olympia her. Insofern steckt die chinesische Regierung in der Klemme: Eigentlich wollte sie die Spiele nutzen, um wachsende innere Gegensätze aller Art – soziale Spannungen, ethnische Aufstände – zu übertünchen. Doch nun sorgt ausgerechnet Olympia dafür, dass sich die bestehenden Risse weiter vertiefen.

Dabei zeigte sich Peking in der Zeit seit der Vergabe der Spiele empfänglich für Kritik, allerdings nur, was seine Außenpolitik angeht. Die ätzenden Vorwürfe von

Quietschbunte Plastikpalmen entweihen die heilige Stadt der Tibeter.

Hollywood-Stars wie Mia Farrow wegen Pekings Nähe zu den Machthabern im Sudan und deren Völkermord in Darfur („Wollen wir ein Genozid-Olympia?“) haben die KP-Herrscher dazu gebracht, einer Uno-Truppe zuzustimmen und sich womöglich an ihr sogar zu beteiligen.

Alle Hoffnungen auf eine Verbesserung der Menschenrechte im Land selbst aber haben sich zerschlagen. Trotz der Proteste von Organisationen wie Human Rights Watch wird Dissidenten wie Yang Chulin („Wir brauchen kein Olympia, wir brauchen bürgerliche Freiheiten“) und dem Aids-Aktivist Hu Jia wegen „Subversion“ der Prozess gemacht. Zwar darf der chinesische Uno-Botschafter Li Baodong noch Selbstkritik üben („Es ist noch ein langer Weg für uns, Menschenrechte zu fördern und zu verteidigen“), aber die Regierung in Peking sieht sich in dieser Be-

ziehung schon jetzt als Vorbild. Außenminister Yang Jiechi: „Die Chinesen genießen voll und ganz alle Rechte und völlige Religionsfreiheit.“

Der Hass der KP schlägt dem Dalai Lama entgegen, weil er bei seinen Treffen mit Politikern in aller Welt sanft, aber bestimmt das Gegenteil behauptet. Einen „kulturellen Genozid“ wirft er den Machthabern vor, eine gezielte Überfremdung seiner Heimat durch Han-Chinesen, denen jede tibetische Tradition zum Opfer falle. Peking reagiert auf die Angriffe unter anderem deshalb so empfindlich, weil sie schwer zu leugnen sind.

Lhasa ist heute eine überwiegend chinesische Stadt – durch den mit Steuergeschenken geförderten Han-Zuzug sind die Tibeter eine Minderheit in ihrer eigenen Hauptstadt: nur noch etwa ein Drittel von 400 000 Einwohnern. Bars und Bordelle haben den Charakter des heiligen Ortes dramatisch

verändert, Militärs patrouillieren überall; das höchste Gebäude der Stadt, gesäumt von quietschbunten Plastikpalmen, ist das Hauptquartier der Geheimpolizei. Die erfolgreichsten Geschäftsleute sind allesamt Chinesen, die aus ihrer Verachtung für die „rückständigen Einheimischen“ kaum ein Hehl machen.

Von der Steigerung des Lebensstandards profitieren Tibeter am wenigsten, obwohl es ihnen materiell zweifelsohne heute so gut geht wie noch nie. Doch sie sind spirituell ausgehungert und hängen mehrheitlich immer noch – vielleicht sogar verstärkt – an ihrer geistigen und politischen Vaterfigur. Der 14. Dalai Lama war, das wissen sie, von frühester Jugend an ein demokratisch orientierter Reformier; die meisten haben auch zumindest so viel Kontakt zur Exilregierung in Dharamsala, dass sie um das dortige, freigewählte Parlament wis-



AP

Rebellierende Tibeter in der Provinz Gansu: „Unser Schicksal in die eigenen Hände“

sen. Einen vergleichbaren Respekt haben sich die chinesische KP und ihre „Volksbefreiungsarmee“, die 1950 das bis dahin de facto unabhängige Tibet überfiel, bis heute nicht erworben.

Die Tibeter genießen keine wirkliche Religionsfreiheit. Zwar dürfen sie ihre buddhistischen Zeremonien im privaten Rahmen durchführen, zwar sind einige Klöster restauriert und werden wieder von Mönchen bewohnt, aber das geistige Band zu ihrem Gottkönig wird von der Partei zerschnitten. Wer auch nur ein Dalai-Lama-Bild besitzt, wird verhaftet, oft gefoltert.

Der Potala-Palast, der klassische Sitz des Dalai Lama, soll nur als Touristenattraktion erhalten werden: Tibet – reduziert auf ein spirituelles Disneyland. Und so entlud sich in der vorvergangenen Woche, als unbewaffnete Mönche bei einer friedlichen Demonstration eingeschüchtert und dann verhaftet wurden, der lange aufgestaute Zorn der Tibeter – und mündete wohl auch in unkontrollierte Gewalt gegen chinesische Polizisten und Geschäftsinhaber, auf die Pekings Statthalter mit verschärfter Repression reagierten. Mehrere Mönche versuchten daraufhin, Selbstmord zu verüben. Eine Spirale ohne Ende, allenfalls mit Erschöpfungspausen.

Der Dalai Lama bekämpft jede Form von Gewalt – und reagierte deshalb äußerst empört, ja verbittert auf den Vorwurf des chinesischen Ministerpräsidenten Wen Jiabao, er „und seine Clique“ hätten die blutigen Unruhen in Lhasa angezettelt. Wen sprach sogar davon, ihm lägen „zahlreiche Beweise“ dafür vor. „He, Premier, komm her und zeig sie mir und der Welt“, rief der Friedensnobelpreisträger bei einer Pressekonferenz am Dienstag aus. Tatsächlich ist der berühmteste Asylant der Welt den chinesischen Machthabern immer entgegengekommen: zuerst Mao, von dessen ideologischer Überzeugungskraft er lange geblendet war; später Deng Xiaoping und allen Nachfolgern an der KP-Spitze.

Längst hat der 14. Dalai Lama den Kampf um einen eigenständigen, unab-

hängigen Staat aufgegeben und fordert für sein Tibet „nur“ noch eine wahrhaftige kulturelle Autonomie. In mehreren Gesprächsrunden, die letzte 2006, ließ er seine Unterhändler mit Pekings Verhandlungsführern Kompromisse ausloten – ohne jeden Erfolg.

Er hoffte auf die aktuelle Harmonisierungskampagne der KP und ihren graduell verständnisvolleren Umgang mit allen Religionen. „Ich bin der letzte tibetische Führer, mit dem es einen friedlichen Übergang geben könnte. Und wenn es an meiner Person liegen sollte, so bin ich bereit, mich aus der Politik zurückzuziehen und als einfacher Mönch weiterzumachen“, sagte der Gottkönig schon im vergangenen Jahr.

Ob es einen Nachfolger für ihn geben sollte, ob nicht auch eine Frau Dalai Lama werden könnte, ob es statt der Suche nach einer neuen Wiedergeburt eine Art Konklave mit einer Wahl unter Äbten sein

Für Tibets junge Wilde ist die Frage der Gewalt nicht mehr tabu.

dürfte – alles ließ er offen. „Vielleicht wird es ja auch zwei Dalai Lama nach mir geben“, sagte er. „Einen von Pekings Gnaden und einen von den Tibetern nach spiritueller Tradition Erkannten.“

Dass die KP als atheistische Kraft sich anmaßt, auch für Wiedergeburten zuständig zu sein, hat sie bereits bewiesen, als sie 1995 den zweithöchsten tibetischen Würdenträger, den Panchen Lama, selbst ernannte und den vom Dalai Lama bestimmten Jungen mitsamt seinen Eltern entführte. Bis heute ist der Aufenthaltsort der Verschleppten unbekannt. Der Peking-Panchen verurteilte pflichtgemäß die „Verbrechen der Dalai-Clique“.

Zu viel, viel zu viel hätte der 14. Dalai Lama hingenommen, sagen die jungen Wilden von Dharamsala. Sich den gewaltfreien Mahatma Gandhi zum Vorbild zu nehmen, wie der Dalai Lama es tat, sei ja gut und schön – aber dann müsse man auch vergleichbare Erfolge aufweisen.

„Gandhi brachte Indien die Unabhängigkeit, und wo stehen wir heute?“, fragte 2007 provozierend Kelsang Phunsok, der Präsident des Tibetischen Jugendkongresses in Dharamsala. „Der Begriff Gewalt ist für mich nicht tabu. Zurzeit kommen wir mit der Haltung unseres verehrten Führers nirgendwohin – wir sind wie die Pandabären der internationalen Politik: Jeder hätschelt uns, keiner tut ernsthaft was für uns. Wir müssen unser Schicksal in die eigenen Hände nehmen.“

Als sich vor einigen Jahren ein Mitglied des Jugendkongresses bei einer Protestaktion zu Tode hungerte, prangerte der Dalai Lama das an; die Jung-Tibeter aber feierten ihren Mann als „Märtyrer“. Nicht ganz auszuschließen, dass nun einige von ihnen daran denken, aus dem pazifistischen Kampf einen à la Palästina zu machen. Für den Verdacht einer gezielten militärischen Provokation vergangene Woche in Lhasa fehlt jedoch jeder konkrete Anhaltspunkt.

Beim Kampf um Olympia haben die Jung-Tibeter bisher eher auf phantasievolle, denn auf gewalttätige Aktionen gesetzt. Sie ließen „Free Tibet“-Plakate auf der Großen Mauer ausrollen, kämpften mit allen legalen Mitteln und sogar einer Teilnehmerliste beim IOC um eine eigene tibetische „Nationalmannschaft“. Sie starteten Sternmärsche zur chinesischen Grenze und publicityträchtige Demonstrationen vor Botschaften.

Nachdem die Jugendlichen zunächst die Spiele in Peking boykottiert sehen wollten, haben sie sich inzwischen der Dalai-Lama-Meinung angeschlossen, man müsse sie nutzen, um auf die Sache des unterdrückten Volkes aufmerksam zu machen.

Anders als der 14. Dalai Lama allerdings will der Tibetische Jugendkongress weiter für die volle Unabhängigkeit kämpfen. Für die

Jungen ist der Gottkönig nicht mehr von dieser Welt, wenn er sagt: „Im Buddhismus geht es stets darum, wie man mit seinen negativen Kräften und Emotionen umgeht. Ich bete auch für die Chinesen – sie, gerade sie, brauchen unser Mitgefühl.“

Die jungen Wilden registrieren chinesische Provokationen seismografisch genau – etwa, wenn Tibets KP-Chef Zhang sagt, die Partei sei „Vater und Mutter des tibetischen Volkes“ und wisse genau, „was für die Kinder gut ist – das ZK ist der wahre Buddha der Tibeter“. Auch der Dalai Lama hat „großes Verständnis für die Ungeduld der jungen Leute“, wenn er so etwas hört und zugeben muss, dass sein „Mittelweg“ bisher kaum Erfolge gehabt hat.

Doch er sieht keine Alternativen zu seinem Kurs, da mögen ihn Pekings Politiker noch so provozieren und dämonisieren: „Wir müssen als Nachbarn Seite an Seite miteinander leben.“

ERICH FOLLATH,
WIELAND WAGNER